



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Kapital von Karl Marx

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mut einspricht, wenn der große Aufschwung des Reichsgebaukens in Südafrika mit den dunkeln Tagen verglichen wird, wo Little England an der Tagesordnung war. Ein Aufschwung ist nicht zu leugnen, aber doch nur hervorgebracht durch das Auftreten neuer Wettbewerber um Kolonien und durch stärkere Widerstände, wie sie sonst nicht zu überwinden waren. Mit wie wenig begnügt sich diese patriotische Begeisterung! Ein Salisbury spricht im Parlament von den glänzenden Erfolgen des leitenden Ministers der Kapkolonie, und die Times meint, kein Ereignis in der neuern Geschichte Englands habe mehr dazu beigetragen, in den Massen der Engländer the old Imperial spirit zu wecken, als die erstaunlichen Erfolge von Rhodes und Genossen in Südafrika. Auf der Internationalen Konferenz im Sommer 1894 in Ottawa, wo übrigens Natal nicht vertreten war, rief die Schilderung dieser Errungenschaften den lautesten Beifall hervor. Es herrschte eine wahrhaft begeisterte Stimmung darüber. Worüber? Es sind doch von England schon andre, größere, bessere Gebiete gewonnen worden, ohne daß soviel Lärm geschlagen wurde. Das Geheimnis liegt in der Eigentümlichkeit des südafrikanischen Problems, unauflöslich verknüpft zu sein mit der Stellung der Burenfreistaaten, Deutschlands und Portugals in Afrika und zur englischen Reichspolitik. Die dort erreichten Erfolge werden als Kraftproben angesehen, deren Wert um so höher angeschlagen wird, als sie auf einem Boden angesetzt worden sind, der schwere Niederlagen der englischen Politik gesehen hat.

Nun wohl, auch für uns ist hier Gelegenheit, Kraftproben abzulegen. Für uns bedeuten diese Burengebiete mit dem dazu gehörigen Küstenlande, ein mit Deutschland an Größe vergleichbarer Raum, sehr viel, eine letzte große Möglichkeit. Ihr Aufgehen in dem englischen Kolonialreich wäre die Verlegung des letzten Weges zu einer politisch selbständigen deutschen Ackerbaukolonie in einem Lande gemäßigten Klimas. Wird uns England diesen Weg verlegen? Wenn Deutschland Ernst zeigt, nie!



Das Kapital von Karl Marx



er Dogmatiker der deutschen Sozialdemokratie ist am 7. März 1883 gestorben. Nach seinem Tode veranstaltete sein Freund Friedrich Engels zwei neue Ausgaben des ersten Buches des „Kapitals“ und arbeitete dann nach dem undruckfertig hinterlassenen Handschriftenmaterial das zweite und dritte Buch aus; das zweite ist 1885, das dritte im vorigen Jahre erschienen. Das epochemachende Werk liegt also jetzt vollendet vor, und ein abschließendes Urteil

darüber abzugeben ist sowohl möglich, als auch Pflicht. Wir wollen uns dieser Pflicht entledigen, so gut es in dem engen Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes geht, indem wir zunächst die im ersten Bande entwickelten Hauptgrundlehren, dann ein paar wichtige Stellen des dritten Bandes beleuchten.

Die erste Grundlehre Marzens ist seine Theorie des Tauschwertes. Schon Smith und Ricardo hatten die Ansicht ausgesprochen, daß es die in den Waren steckende Arbeit sei, was ihnen einen größern oder geringern Tauschwert verleihe. Marx hat diese Ansicht sehr scharfsinnig durchgearbeitet und zur Grundlage des ganzen Systems gemacht. Wir stellen die Hauptfäße des ersten Kapitels, das davon handelt, zusammen. „Die Nützlichkeit eines Dinges macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existirt sie nicht ohne diese. . . . Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichthums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des Tauschwertes. Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen, ein Verhältnis, das beständig mit Zeit und Ort wechselt. . . . Nehmen wir zwei Waren, z. B. Weizen und Eisen. Welches immer ihr Austauschverhältnis sei, es ist stets darstellbar in einer Gleichung, worin ein gegebenes Quantum Weizen irgend einem Quantum Eisen gleichgesetzt wird, z. B. 1 Quarter Weizen = a Zentner Eisen. Was besagt diese Gleichung? Daß ein Gemeinsames von derselben Größe in zwei verschiedenen Dingen existirt, in 1 Quarter Weizen und ebenfalls in a Zentnern Eisen. Beide sind also gleich einem dritten, das an und für sich weder das eine noch das andre ist. Jedes der beiden, soweit es Tauschwert [ist], muß also auf dieses dritte reducirbar sein. Ein einfaches geometrisches Beispiel veranschaulicht dies. Um den Flächeninhalt aller geradlinigen Figuren zu bestimmen und zu vergleichen, löst man sie in Dreiecke auf. Das Dreieck selbst reducirt man auf einen von seiner sichtbaren Figur ganz verschiedenen Ausdruck — das halbe Produkt seiner Grundlinie mit seiner Höhe. Ebenso sind die Tauschwerte zu reduciren auf ein Gemeinsames, wovon sie ein Mehr oder Minder darstellen. Das Gemeinsame kann nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein. Die körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Andererseits aber ist es gerade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisirt. Innerhalb desselben gilt ein Gebrauchswert gerade so viel wie jeder andre, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist.“

„Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten.“ Aber nicht die besondere Art der Arbeit kommt für den Tauschwert in Betracht, etwa daß die Ware ein Produkt der Tischlerarbeit oder der Spinnarbeit ist, sondern nur, daß überhaupt menschliche Arbeit drin steckt, „Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung. . . . Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Wie nun die Größe seines Wertes messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen wertbildenden Substanz, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer, wie Stunde, Tag u. s. w. Es könnte demnach scheinen, daß, je fauler oder ungeschickter ein Mann [ist], desto wertvoller seine Ware [wäre], weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht. Die Arbeit jedoch, welche die Substanz der Werte bildet, ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werten der Warenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andre, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft besitzt und als solche wirkt, also in der Produktion einer Ware auch nur die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. Nach der Einführung des Dampfwebstuhls in England z. B. genügte vielleicht halb so viel Arbeit als vorher, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handweber brauchte zu dieser Verwandlung in der That nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines frühern Wertes. . . . Ein Ding kann Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein Nutzen für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz. Ein Ding kann nützlich und Produkt menschlicher Arbeit sein, ohne Ware zu sein. Wer durch sein Produkt sein eignes Bedürfnis befriedigt, schafft zwar Gebrauchswert, aber nicht Ware. Um Ware zu produziren, muß er nicht nur Gebrauchswert produziren, sondern Gebrauchswert für andre, gesellschaftlichen Gebrauchswert. [Hierzu bemerkt Engels: nicht für andre schlechtthin. Der mittelalterliche Bauer produzierte das Zinskorn für den Feudalherrn, das Zehntkorn für den Pfaffen. Aber weder Zinskorn noch Zehntkorn wurden dadurch

Ware, daß sie für andre produziert waren. Um Ware zu werden, muß das Produkt dem andern, dem es als Gebrauchswert dient, durch den Austausch übertragen werden.] Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert.“

Mit diesen Sätzen und allen nachfolgenden weitem Ausführungen hat freilich Marx das Rätsel des Warenwerts nicht gelöst. Rätselhaft wird diese Erscheinung immer bleiben, weil unzählige zusammenwirkende Ursachen einen unentwirrbaren Knäuel aus ihr machen. Aber einen der wichtigsten, ja den für unsre Zeit allerwichtigsten Faden hat er aus diesem Knäuel herausgewickelt und seine gesonderte Betrachtung möglich gemacht. Der Fehler seiner Theorie besteht nur darin, daß alle andern zur Preisbestimmung (Preis ist der Geldausdruck für den Warenwert) mitwirkenden Ursachen (Naturbedingungen, Geschmack, Mode, gesellschaftlicher Zwang, Staatseinrichtungen, Religion — man denke an die katholischen Kirchengewichte und Devotionalien! — kurzum die subjektiven oder psychologischen Bestimmungsgründe) beiseite geschoben werden, daß der Tauschwert als Wert schlechthin behandelt wird, während ihm doch Marx selbst den Gebrauchswert ausdrücklich voranstellt, und daß der vergebliche Versuch gemacht wird, Seltenheitswerte (wie den des Diamanten) auf die Arbeit zurückzuführen, und qualifizierte Arbeit als ein Vielfaches einfacher Art darzustellen, also die Qualität in Quantität aufzulösen. Unzulänglich, wie sie Böhm-Bawerk nennt, ist sie also, aber wir können nicht zugeben, daß die Grenznutzentheorie, die von diesem Gelehrten und vielen andern — auch im Handwörterbuch der Staatswissenschaften — vertreten wird, in höherm Grade genüge. Diese neueste Werttheorie wird folgendermaßen begründet: Wenn jemand fünf Mägen Korn hat und davon eine Mägen zur notdürftigen Ernährung, eine weitere zur reichlichen Ernährung, eine dritte zur Fütterung von Nutztieren, eine vierte zum Branntweinbrennen und eine fünfte zur Fütterung von Luxustieren verwenden kann, so schätzt er seinen ganzen Vorrat nach dieser letzten, mindestwichtigen Verwendungsart. Hätte er bloß vier Mägen, so würde er keine Luxustiere halten, hätte er bloß drei, keinen Branntwein brennen u. s. w. Jede Verminderung des Vorrats erhöht den Wert. „Bei der Schätzung eines Exemplars oder einer bestimmten Teilmenge aus einer größern Gütermenge bestimmt sich der subjektive Wert der Gutseinheit nach dem Nutzen, den die letzte verfügbare Teilquantität uns gewährt oder, wie wir es kurz ausdrücken, nach dem Grenznutzen.“ Das ist richtig, aber doch nur ein neuer Ausdruck für die triviale Wahrheit, daß jeder seine Güter desto weniger schätzt, je mehr er davon hat. Und diese selbstverständliche Wahrheit in einer neuen Form ausgesprochen zu haben ist kein großes Verdienst, denn es trägt zur Lösung der wirtschaftlichen Fragen und Schwierigkeiten nichts bei. Wie ein isolirter Wirt je nach seinem Reichtum seine eignen

Güter schätzt, darauf kommt der Gesellschaft nichts an, sondern wie die Waren auf dem Marke geschätzt werden. Diese Schätzung hängt nun allerdings teilweise von subjektiven Ermägungen des Geschmacks, der Mode, der Standesgemäßheit ab, aber für gewisse Massengüter, z. B. die Nahrungsmittel, ist, wie auch Böhm-Bawerk hervorhebt, die Notwendigkeit der Anschaffung ein für allemal und ganz allgemein gegeben, hier hängt also bei gleichbleibender Nachfrage die Schätzung ganz allein vom Angebot, also von der Menge der verkäuflichen Waren ab, und diese wiederum hängt ab von der Menge und Produktivität der aufgewendeten Arbeit. Keine Liebe zum Idyllischen, kein Zwang der Gesetzgebung vermöchte die Spinnmaschinen durch das Spinnrad zu verdrängen und dem Garn den Wert wiederzugeben, den es haben müßte, wenn das Spinnen mit dem Rade wieder möglich werden sollte. Ebenso kann die Handweberei nur noch von Virtuosen der Hungerkunst betrieben werden, weil es unmöglich ist, den Geweben wieder einen Marktwert zu verschaffen, der dem Handweber das Sattessen möglich machen würde. Und die vielbeklagte Billigkeit des Getreides rührt bekanntlich daher, daß große Flächen jungfräulichen Bodens unter den Pflug genommen worden sind, die weniger Arbeit erfordern als alter Kulturboden. Auch die sonstigen höhern Produktionskosten des deutschen Ackerbaues lassen sich in Arbeit auflösen. So z. B. bedarf jungfräulicher Boden keiner Düngung. Wo Düngung nötig, unmittelbar beim Acker aber Naturdünger vorhanden ist, da muß schon Arbeit angewendet werden, um ihn aufs Feld zu fahren und auszubreiten. Muß aber gar Kunstdünger oder ausländischer Dünger angewendet werden, so steckt eine Masse Fabrik-, Transport- und kaufmännischer Arbeit darin. Böhm-Bawerk schreibt im Handwörterbuch. „Insbesondre widerstreitet der Marxischen Werttheorie die zweifellose Erfahrung, daß der Tauschwert solcher Produkte, deren Erzeugung auf mehr oder weniger zeitraubenden Umwegen oder, was in andern Worten dasselbe sagt, mittels einer mehr oder weniger lange dauernden Investition von Kapital erfolgt, thatsächlich nicht im Verhältnis zu der aufgewendeten Arbeit allein steht, sondern auch und zwar sehr wesentlich durch die Rücksicht auf die Größe und Dauer der Kapitalinvestition mit beeinflusst wird.“ Allerdings gehört der Kapitalzins, ebenso wie die Grundrente, der Eingangszoll und andre Staatseinrichtungen zu den preisbildenden Mächten, die Marx vorläufig beiseite geschoben hat, um sie später in einen andern Zusammenhang mit seiner Theorie zu setzen. Man darf aber nicht unbeachtet lassen, daß die wirtschaftliche Entwicklung augenscheinlich darauf ausgeht, solche störende Einwirkungen zu überwinden und die Arbeitswerttheorie immer reiner zu verwirklichen. Die Gerber lassen die Häute nicht mehr jahrelang in der Lohe liegen, die langsame Naturbleiche weicht der Schnellbleiche, und der Häuserbau dauert kaum noch so viele Monate als früher Jahre.

Höchst merkwürdig sind die Mißverständnisse des scharffinnigsten unter Grenzboten III 1895

den Kritikern der Marxischen Werttheorie, Karl Kries. Wir wollen nur zwei hervorheben. S. 121 seines vortrefflichen Buches: „Das Geld“ schreibt er: „Wer wie Marx anerkennt, daß der Gebrauchswert des wild gewachsenen Holzes, des Grafes auf den natürlichen Wiesen, des jungfräulichen Bodens ohne Mitwirkung menschlicher Arbeit vorhanden ist, der darf nicht erklären, die menschliche Arbeit sei die maßgebende und ausschließliche Grundlage des Tauschwertes.“ Gerade der darf nicht bloß, sondern muß, das ist doch sonnenklar! Sene ohne Menschenarbeit gewordenen Güter haben ja gar keinen Tauschwert, und eben daraus erkennt man, daß aller Tauschwert, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich aus der Arbeit entspringt. Unokkupirter Boden und Urwaldholz gelten keinen Pfennig. Das Urwaldholz muß sogar erst, wenigstens stellenweise, durch Feuer vernichtet werden, wenn man dem Boden und dadurch dem noch stehengebliebenen Holze Wert verschaffen will. Aus dem benachbarten Walde holt sich dann der Ansiedler Holz, soviel er braucht, ohne dafür zu bezahlen. Überläßt er einen Stamm, den er geholt hat, einem Nachbar, der vielleicht wegen anderer dringender Arbeiten keine Zeit hat, selbst Holz zu fällen und herbeizuschaffen, so läßt er sich dafür allerdings bezahlen. Aber was läßt er sich bezahlen? Seine Arbeit! Genauer: seine Arbeitszeit, z. B. drei Tagewerke, wenn er mit zwei Söhnen oder Knechten einen Tag lang gearbeitet hat. Was bezahlen wir in den wildgewachsenen Beeren, die Frauen und Kinder zu Märkte bringen? Die Arbeit des Sammels, und zwar die Arbeitsstunden. Stehen die Beeren so dicht, daß rasch ein Töpfchen voll wird, und liegt der Beerenschlag nahe am Ort, so ist die Ware natürlich billiger, als wenn jemand einen ganzen Tag braucht, um ein Tellerchen voll zu sammeln. Gartenbeeren sind teurer, weil Gärtnerarbeit, außerdem freilich auch noch Grundrente in ihnen steckt. Bekanntlich wird dieser natürliche Zusammenhang vielfach durch das Grundeigentum verdeckt. Schenkt der Staat einen vorher herrenlosen Wald einem Privatbesitzer, dann läßt sich dieser für die Erlaubnis bezahlen, die man nachsuchen muß, wenn man Holz schlagen oder Früchte sammeln will, und diese „Grundrente“ erhöht den Preis über den Arbeitslohn. Realisirt kann sie erst werden, wenn kein freies Land, kein freier Wald mehr vorhanden ist; solange es noch solchen giebt, fällt es natürlich niemand ein, einem Grundbesitzer Tribut zu zahlen. Wüchse die Produktivität der Arbeit und mit ihr die Güterfülle ins unendliche, so wäre aller Warenwert gleich Null. Dadurch würden wir aber, die Zugänglichkeit der Güter vorausgesetzt, nicht arm, sondern unendlich reich, während ein Volk dann bettelarm wäre, wenn z. B. eine anständige Wohnung für alle Volksgenossen einen so unerschwinglichen Wert hätte, wie heute für die Bagabunden. Es ist sonderbar, daß sich die Nationalökonomien so heftig gegen die Arbeitswerttheorie sträuben, da doch schon lange vor Marx alle Welt über die Entwertung der Menschenarbeit durch die Maschine klagt.

Zwei Seiten weiter heißt es bei Knies in einer Anmerkung: „In der bürgerlichen Gesellschaft herrscht die *fictione juris*, daß jeder Mensch als Warenverkäufer [nein! als Warenkäufer schreibt Marx S. 2. Anm. 5] eine encyklopädische Warenkenntnis besitze,“ so muß bemerkt werden, wie es eine viel größere Fiktion ist, daß jeder Mensch als Warenkäufer eine entsprechende Kenntnis der zur Produktion der Ware gesellschaftlich notwendigen einfachen Arbeitszeit habe.“ Aber wozu wäre denn diese Kenntnis nötig? Der Käufer bietet wenig, wenn der Markt überfüllt, und muß viel bieten, wenn er leer ist. Daß er heute gewöhnlich überfüllt ist, bewirkt die gesteigerte Produktivität der Arbeit. Dieses aber zu wissen, hat der Käufer so wenig nötig, wie er z. B. beim Kirschkaufen zu wissen braucht, daß Lucullus den Kirschbaum aus Kleinasien nach Italien gebracht hat.

Machen wir uns nun die Bedeutung des von Marx aufgedeckten Zusammenhangs zwischen Tauschwert und Arbeit und des Umstandes klar, daß heute nur noch ausnahmsweise für den Gebrauch, fast allgemein für den Tausch produziert wird, die Güter vorher Marktwaren sein müssen, ehe sie Gebrauchsgüter werden können. Nehmen wir an, die Arbeitsverfassung wäre seit den Zeiten des Odysseus dieselbe geblieben, die Technik aber so fortgeschritten, wie sie es wirklich ist; dann wären die Früchte dieses Fortschritts der Menschheit vollständig zu gute gekommen, ohne daß solche Übel wie Handelskrisen oder Nöte der Landwirtschaft oder Arbeiterelend daraus entstanden wären. Der Früchte wären nicht alle in gleichem Maße teilhaft geworden, die Herren in größerem als die Knechte, aber bis zum letzten Knechte wären sie gedrungen, und irgend welche Übelstände, wenigstens Übelstände wirtschaftlicher Art, hätten nimmermehr daraus entstehen können. Wäre Getreide und Vieh genug dagewesen, alle Gutsangehörigen ausreichend zu ernähren, und der Vorrat über das Bedürfnis hinaus gewachsen, so hätte sich ein Teil der Sklaven auf den Anbau von Wein, Obst und Gemüse verlegt, zuerst für den Herrentisch, bis auch diese feinem Erzeugnisse bei weiterer Produktivität für alle hingereicht hätten. Wäre für Wohnung und Kleidung gesorgt, aber noch gewerbliche Arbeitskraft übrig gewesen, so hätte man Geräte für die Bequemlichkeit, dann Gegenstände für den Luxus hergestellt. Hätte dann die Maschinenteknik die Produktivität noch weiter gesteigert, sodaß alle wünschenswerten Dinge in sechs täglichen Arbeitsstunden hätten angefertigt werden können, so würde eben nicht länger gearbeitet worden sein, und die Sklaven hätten den Rest des Tages mit studiren oder turnen oder spielen oder schlafen zubringen können. Von einer Mehrarbeit hätte der Herr, der ja, wie vorausgesetzt wird, mit allem wünschenswerten überreichlich versehen gewesen wäre, keinen Vorteil gehabt, und die Leute aus reiner Bosheit zu plagen, wäre eine unnatürliche Verschrobenheit, die nur ausnahmsweise vorkommen kann.

Ganz anders steht die Sache heute. Alles arbeiten nützt an und für sich

den Arbeitenden gar nichts. Der Leinwandfabrikant kann samt seinen Arbeitern verhungern, wenn ihm niemand die Leinwand abkauft. Nur der Landwirt befindet sich in einer etwas bessern und nicht ganz so närrischen Lage, aber der Landwirte werden heute im Verhältnis zu den übrigen Arbeitenden immer weniger. Und die Steigerung der Produktion gebiert mehr Verlegenheiten als Segensfrüchte. Um in den Besitz von Gebrauchsgütern zu kommen, muß jeder die Waren verkaufen, die er selbst produziert. Das Maß der Güter aber, die er sich verschaffen kann, steigt um so höher, je weniger Tauschwert die Waren haben, die er kaufen muß, und je mehr die, die er selbst verkauft. Daraus entsteht ein Interessenkonflikt zwischen jedem einzelnen und allen übrigen, und zwar ein doppelter. Erstens haben alle Verkäufer einer bestimmten Ware, z. B. von Tuch, das Interesse, daß Tuch möglichst teuer und die Gesamtheit aller übrigen Waren möglichst billig sei. Zweitens aber hat jeder einzelne Tuchverkäufer das höchste Interesse daran, daß er sein Tuch billiger verkaufen könne als alle seine Konkurrenten. Jeder will also alle Waren mit Ausnahme seines eignen Fabrikats billig machen, d. h. die Produktivität der darauf verwendeten Arbeit steigern. Gleichzeitig aber will er seine Ware hoch im Preise halten, was nur dadurch geschehen kann, daß entweder denen, die sich darauf verlegen wollen, der Zugang gesperrt, oder der technische Fortschritt in diesem Arbeitszweige gehemmt wird. Und zu diesem Widerspruch tritt der zweite, daß jeder einzelne Fabrikant eines bestimmten Gewerbszweiges diese Hemmung des technischen Fortschritts bloß für seine Konkurrenten wünscht, während er in seiner eignen Fabrik den Fortschritt aufs höchste steigern möchte. Alle Unternehmer zusammen aber treten in feindlichen Gegensatz zu den Lohnarbeitern, weil ihr Profit in dem Grade wächst, als der Arbeitslohn kleiner wird, oder vielmehr wachsen würde, wenn nicht — und das setzt dem Unstimm die Krone auf — die Absatzstokungen eben hauptsächlich durch die Verkürzung des Arbeitslohns hervorgerufen würden. Und je höher der technische Fortschritt steigt, desto mehr verschärft sich dieser allseitige Interessengegensatz, desto erbitterter entbrennt dieser Konkurrenz- und Klassenkampf, der zur Benutzung der unedelsten Waffen zwingt, aus den ehrlichsten Menschen Betrüger, aus den sanftmütigsten gierige Wölfe, aus den gutmütigsten harttherzige „Ausbeuter“ macht. In der alten Gutswirtschaft bestand ursprünglich allerdings auch ein Interessenkonflikt, der zwischen dem Herrn und den Sklaven, indem der Herr desto mehr Güter und Bequemlichkeiten genoß, je härter die Sklaven arbeiteten und je länger sie gehalten wurden. Allein dieser Gegensatz milderte sich mit fortschreitender Technik beständig und würde zuguterletzt, wenn der Herr ohne Beschwerde der Sklaven alles wünschenswerte gehabt und die Güterfülle für alle hingereicht hätte, weggefallen sein. Unfre auf den Warentausch gegründete Wirtschaftsordnung aber hindert die Erzeugung der notwendigen Gütermenge und erzeugt jenen Zustand, der, wie schon Carlyle sagte, als das Werk eines

bösen Zauberers erscheint, wo die Leinwandweber keine Hemden auf dem Rücken haben, weil die Fabrikanten zu viel unverkäufliche Leinwand haben.

Das ist es nun, was Marx meint, wenn er die Ware einen Fetisch nennt: ein unheimliches, unbegreifliches Wesen, das uns beherrscht, „ein vertracktes Ding voll metaphysischer Spitzfindigkeit.“ Ein Tisch z. B., sagt er, ist ein ganz gewöhnliches Ding. „Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnliches über sinnliches Ding, steht nicht mehr mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern stellt sich allen andern Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.“ So haben wir die Herrschaft über den Produktionsprozeß verloren. Wenn früher bei der Produktion viele Menschen von einem beherrscht wurden, so lag darin nichts verwunderliches; die Menschen sind nun einmal so, daß die einen mehr zum herrschen, die andern mehr zum dienen taugen; die Dinge blieben den Menschen unterthan: produziert wurde, was der Herr und seine Leute brauchten, und was er anzubauen oder anzufertigen befohl. Heute werden alle Menschen von der Ware, diesem leblosen Dinge beherrscht und stehen dem Produktionsprozeß, der sie bald umhererschleudert bald als unnützen Bodensatz liegen läßt, rat- und hilflos gegenüber. So erwächst aus der Erkenntnis dieses von Marx — nicht von ihm allein, aber von ihm ganz besonders klar und vollständig — aufgedeckten Zusammenhanges die Aufgabe für die heutige Gesellschaft, die verlorne Herrschaft über den Produktionsprozeß wiederzugewinnen. Nach Marx soll das durch die kommunistische Gesellschaftsordnung geschehen. Wir weisen diese Lösung ab. Wir würden den „Himmel auf Erden,“ wenn er hergestellt werden könnte, nicht für ein erstrebenswertes Ideal ansehen, weil wir glauben, daß der Mensch des beständigen Ringens mit Hindernissen zur Erfüllung seiner Bestimmung bedarf. Und wir erblicken die Aufgabe nur darin, der überwiegenden Mehrzahl der Menschen, zunächst unsrer Volksgenossen, durch Grundbesitz das Dasein in dem Maße zu sichern, daß sie nicht mehr ganz und gar, sondern nur noch mit einem Teile ihres Einkommens von den unberechenbaren Verwicklungen des Produktions- und Tauschprozesses abhängig wären, und daß der Zustand völliger Abhängigkeit nicht mehr wie heute allgemein wäre, sondern nur noch als persönliches Unglück vorkäme.

Die übrigen Marxischen Grundlehren können wir kurz abfertigen, weil sie schon öfter in den Grenzboten besprochen worden sind. An den Begriff des Wertes schließt sich der des Mehrwerts. Da aller Warenwert aus der Arbeit fließt, setzt der Arbeiter durch seine Arbeit den Materialien Wert zu. Fürs erste muß er, damit der Produktionsprozeß im Gange bleiben könne, so viel zusetzen, daß dadurch die Kosten seines eignen Unterhalts gedeckt werden. Das geschieht vielleicht durch sechsstündige Arbeit. Aber das genügt dem Fabrikanten nicht. Der Umstand, daß sich der Arbeiter dem Willen des Fabrikanten fügen

muß, wenn er überhaupt Arbeit haben will, setzt diesen in Stand, eine zwölfstündige Arbeitszeit zu erzwingen und sich das Produkt der zweiten sechs Stunden als Mehrwert anzueignen. Dieser Mehrwert ist nun freilich noch kein Reingewinn, denn er hat ihn mit dem Kapitalisten, der ihm Geld leiht, mit dem Kaufmann, der seine Fabrikate vertreibt, und mit dem Grundrentner zu teilen. Die Thatfachen sind unbestreitbar, aber Marx sündigt dadurch, daß er um dieser Thatfachen willen, die sich doch nun einmal nicht ändern lassen, solange die Produktionsordnung so bleibt, wie sie ist, den Unternehmer einen Ausbeuter schilt. Zwar sagt er selbst ausdrücklich, daß dieser Zustand ein ohne alle bewußte Absicht der Beteiligten gewordnes Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses sei, aber er gießt doch bei jeder Gelegenheit grimmigen gehässigen Spott über diese unglückliche Klasse der „Ausbeuter“ aus. Es giebt welche, die es sind, und die verdienen Tadel. An und für sich aber sind sie es nicht, sondern geistige Mitarbeiter in dem arbeits teiligen Produktionsprozeß, die ihren Lebensunterhalt und die Mittel zur Fortführung ihres Unternehmens auf keine andre Weise erlangen können, als daß sie ihren Arbeitern nicht das ganze Arbeitsprodukt lassen, das ja auch gar nicht einmal das ausschließliche Produkt der Thätigkeit dieser Arbeiter ist, da die Erbauer der Maschinen, deren sie sich bedienen, die Ingenieure und tausenderlei Arbeiter, die sich gar nicht alle ermitteln lassen, ihren Anteil daran haben.*)

Kapitalistisch nennt Marx diese unsre heutige Produktionsordnung. Unter Kapital aber versteht er Grundstücke, Arbeitswerkzeuge, Materialien (oder in solchen angelegtes Geld) und Arbeitslöhne, die von einem Unternehmer dazu verwendet werden, aus Arbeitern Mehrwert herauszuschlagen. In diesem Punkte nun stimmen wir Kries bei, der sich darüber in dem oben angeführten Buche ungefähr folgendermaßen ausläßt. Während für gewöhnlich bei Begriffsbestimmungen der Gegenstand, den man definiren will, feststeht, und die Meinungen höchstens darüber auseinandergehen, welche Merkmale des Gegenstandes in die Erklärung aufzunehmen seien, haben bei dem Worte Kapital die Erklärer ganz verschiedene Gegenstände im Sinn. So gut wie andre, hat nun auch Marx das Recht, unter Kapital zu verstehen, was er will, aber wenn er die Erklärungen anderer Unsinn nennt, dann haben diese andern auch das Recht, die seine Unsinn zu nennen. Wir unsrerseits nennen, abweichend von Marx, die Gesamtheit der Arbeitsmittel auch dann Kapital, wenn sie sich, wie das Grundstück des Kleinbauern, im Besitz und Eigentum des Arbeitenden befinden. Aber aus jenem von Kries richtig beschriebnen Zustande folgt die Regel, daß, wenn sich zwei über das Kapital unterhalten wollen, jeder von beiden vorher genau

*) Einseitigkeit gegen Einseitigkeit! „Der Fabrikherr allein, schreibt H. von Sybel (Die Begründung des deutschen Reichs VII, 126), ist durch seine geistige, während des ganzen Verlaufs unausgesetzte Arbeit der Schöpfer der Mehrwerte, die demnach von Rechts wegen ihm allein zufallen.“

angeben muß, was er darunter versteht, weil sie sonst bei einander vorbeisprechen.

Unter Kapital versteht also Marx eigentlich nur den Kapitalbesitz des größeren Unternehmers, der Lohnarbeiter beschäftigt. Der „*Akkumulation*“ dieses Kapitals hat er die letzten Kapitel des ersten Buches gewidmet. Sie handeln hauptsächlich von der *Akkumulation* des englischen Kapitals und sind sehr nützlich zu lesen. Wir haben sie seinerzeit benutzt und insbesondrer den Punkt hervorgehoben, daß die Pächteraustreibungen und der großartige, durch *enclosures* vollzogene Landraub, also die gewaltsame Trennung des gemeinen Mannes von der ihn nährenden Scholle, eine der wichtigsten Vorbedingungen für die *Aufhäufung* des industriellen Kapitals Englands gewesen sind. Wenn jedoch Marx erwartet, daß dieser *Akkumulationsprozeß* auf die Spitze getrieben werden und das gesamte Volksvermögen zuletzt in den Händen weniger zusammenfließen werde, sodaß es für die Völker ein leichtes sein werde, die *Expropriateure* zu *expropriieren*, und zwar nicht bloß in England, sondern überall, da England der Typus sei, nach dem der Entwicklungsprozeß aller Völker verlaufe, so stimmen wir ihm, wie unsere Leser wissen, darin nicht bei, ein solcher *Radikalismus* kommt in der Wirklichkeit nicht vor; wohl aber ist es nützlich, wenn der Theoretiker die letzten Folgerungen zieht, weil eben dadurch die Praktiker bewogen werden, ihnen vorzubeugen.

Marxens *Radikalismus* ist ein Erbstück Hegels. Nur hat er, wie er sich ausdrückt, die Welt, die Hegel auf den Kopf gestellt habe, wieder auf ihre Füße gestellt. „Für Hegel, schreibt er im Vorwort zur zweiten Auflage, ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen *Idee* in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der *Demiurg* des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das *Ideelle* nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übergesetzte *Materielle*.“ Demnach sind alle Staatsformen Produkte und alle Religionen nichts als Spiegelbilder wirtschaftlicher Zustände. Mit dieser materialistischen Geschichtskonstruktion, die zu den von der deutschen Sozialdemokratie am eifrigsten bearbeiteten Dogmen der neuen Religion gehört, haben sich ja die Grenzboten auch schon gelegentlich auseinandergesetzt.

(Schluß folgt)

